

Von der Mundartbewegung : was geht in Sache?

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **21 (1937)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419788>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 4 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftsstelle in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). — Druck: E. Stück, Bern.

Hermann Hesse,

geboren am 2. Heumonat 1877,
zum sechzigsten Geburtstag.

Hermann Hesse, vom Vater her als Schwabe von einer westschweizerischen Mutter geboren, früh Schweizer geworden, dann zum Reich zurückgekehrt und endlich wieder Schweizer geworden und im Tessin ansässig, — ein merkwürdiger Lebenslauf — ist trotz allem, oder vielleicht gerade deshalb, ein guter Schweizer, Deutscher und Europäer. Die Gedenkzeichen zu seinem sechzigsten Geburtstag haben namentlich dem Dichter, dem geistigen Gestalter gegolten; unsere Sache ist es, vor allem dem Sprachkünstler — was nicht ganz dasselbe ist — zu danken für die sorgfältige Pflege seiner Muttersprache. Hat er sich doch nicht gescheut, in der Forderung nach Sorgfalt in der sprachlichen Form „herabzusteigen“ bis zur Verteidigung des — Strichpunkts, der offenbar im Schwinden oder, zeitungsmäßig ausgedrückt, „auf dem Aussterbebeat“ ist, und zur Brandmarkung des zeitungsschreiberlichen Unfugs, jedes überfahrene Subjunkt als Opfer eines „tragisch“ genannten Unglücks hinzustellen.

Er empfangen auch unsern herzlichen Glückwunsch.

Von der Mundartbewegung.

Was geht in der Sache?

Baers „Sprach-Biwegig“ hat ihre „Statute“ vom „25. Aberile“ 1937 in einer „uferordetleche Gäneralversammlung“ vom 18. Juni bereits „revidiert“ und nennt sich jetzt wieder „Schproch-Biwegig“. Daß sich dabei die Schreibweise auch sonst noch mehrfach verändert hat, daß z. B. die frühern „Chremitglieder“ zu „Ceremitglieder“, die „Lehrmittel“ zu „Leermittel“, „Jahr“ zu „Jaar“ usw. geworden, ist begreiflich; weniger stark leuchten einige Unstimmigkeiten innerhalb der neuen Satzungen ein: Zweck der „Schproch-Biwegig“ sei, unserer Mundart die Geltung einer „Schriftsprach“ zu verschaffen; das lange *i* wird in „Schwizer“ nur mit *i* wiedergegeben, in „Schrybwns“ und „Pfümpft“ aber mit *y* (und an einem Mundartabend hielt jemand laut öffentlich „Ylaadig“ einen Vortrag über „Schwizertüütsch“ mit zwei *i*); das „Dreynviertelsmeer“ der „Gäneralversammlung“ hat ein *y*, das „Zweidrittelsmeer“ „nur“ ein *i*. Doch das sind Kinderkrankheiten und Neckerlichkeiten. Merkwürdiger ist schon, daß sich ein ursprünglich eifriger Anhänger Baers, der

sich noch merkwürdigerer Weise „Henri“ Schütz nennt, bereits von seinem Meister getrennt und einen „Bund für ne nöui swizerortografi“ gegründet hat (dr jaresbitrag is uf 1 Fr. festgesetzt); er will festhalten an der Schreibweise, die Baer selber zuerst geübt, dann aber offenbar auf den Rat besonnenerer Leute geopfert hat. Noch wichtiger aber ist, daß das Ziel der „Biwegig“ schon etwas vorsichtiger gefaßt ist. In der ersten Fassung hieß es, daß die „schwizerisch-alimannisch Muettersprach . . . näbet em Hoochtütsche-n as schwizerischi Schriftsprach anerchännt“ werden solle; jetzt soll sie „näbet em Hoochtütschen as schwizerischi Schriftsprach au wider pruuht und mee anerchännt wärde“. („Au“ und „mee“ von uns gesperret!) Man ist also gegen das Schriftdeutsch schon etwas duldsamer geworden. Art. 3 erklärt es als Pflicht der Mitglieder, mit Deutschschweizern auch schriftlich „so vill as mügli“ in der Mundart zu verkehren (auch in Geschäftsbriefen?), sobald einmal eine einheitliche Schreibweise für alle Mundarten festgesetzt sei. Bezeichnenderweise fehlt jetzt der Schlusssatz der ersten Fassung dieses Artikels, daß dieser Verkehr vorläufig in der Ortsmundart des Schreibers zu geschehen habe, später in der einheitlichen schweizerischen Schriftsprache; sobald diese einmal geschaffen sei. Von einer noch zu schaffenden schweizerischen Einheitsprache (die auch unsere Welschen „lernen müßten“) ist also nicht mehr die Rede! Viel Wasser im Wein! — In einem „Aktions-Programm“ (wo man ebenfalls auf den Widerspruch in der Schreibweise stößt: „Schproch-Biwegig“ und „Muettersprach“) wird die Regelung der Schreibweise für alle Ortsmundarten verlangt, ferner ein Leitfadent, ein Wörterbuch, eine Zeitschrift, eine Sammlung der besten mundartlichen Geschichten, Verse und Lieder, eine mundartliche Beratungsstelle — das für die nächsten zwei Jahre. Daneben will man bei Volk und Behörden alle Hebel ansetzen, daß im Rundsprach zuerst schweizerdeutsch angesagt und immer so gesprochen werde, wenn die Sendung nicht gerade für unsere anderssprachigen Landsleute oder für das Ausland bestimmt sei. (Schriftdeutsche Sendung bedeutet also: Ausland, horche auf uns!). Ferner soll im Militärdienst mehr Mundart gesprochen werden, auch im dienstlichen Verkehr der Offiziere, nur im „Kumando“ nicht. Die Schulen sollen ihre Lehrpläne zugunsten der Mundart ändern: gewisse Fächer, wie Religionsunterricht, Schweizergeschichte, Gesang, Handarbeits- und anderer praktischer Unterricht seien schweizerdeutsch zu erteilen; ferner soll (offenbar außerdem!) noch eine Wochenstunde der Mundart abgetreten werden „bis zur Maturität“. Predigt und Unterweisung, „Orichtsaudianze“, Eingaben

und andere Briefe an Behörden, Verhandlungen von Kantons- und Gemeindebehörden, öffentliche Ansprachen bei Festen und Feiern: alles schweizerdeutsch. In Theater und Konzert mehr Mundart als bisher! Keine Einbürgerungen mehr ohne Kenntnis der Mundart! Jedes Mitglied verpflichtet sich u. a., seine Mundart rein zu halten und zu verbessern durch das Lesen guter Mundartbücher, hauptsächlich solche zu verschicken und von seiner Ortszeitung und von Unterhaltungsblättern monatlich wenigstens einen schweizerdeutschen Beitrag zu verlangen.

Von diesen Vorschlägen sind uns einige durchaus willkommen; die meisten freilich scheinen uns übertrieben, aber wir können ruhig abwarten, ob die Bäume wirklich in den Himmel wachsen wollen. Den Himmel selber hat ja wie gesagt Baer schon bedeutend tiefer gehängt. Seine einheitlich alemannische Schriftsprache hat unterdessen ein ehemaliger pfarrherrlicher Amtsgenosse, der Herausgeber des „Demokraten“ (10. 7. 37), einen „Greuel“, ein „ausichtsloses Unterfangen“ eines „lieben und sonst harmlosen Kollegen“ genannt und, seinerseits übertreibend, gedruckte Mundart überhaupt abgelehnt. Die geschickt aufgezoogenen Zürcher Mundartabende mögen vorläufig gut besucht werden und wirklich beitragen zur höhern Wertung unserer Heimatsprache, und wenn dabei ein weibliches Mitglied der „Biwegig“ „Chostproobe“ einer Uebersetzung von „Gopfried Chällers“ „Urfula“ vorliest, so ist das ein harmloses Vergnügen; wenn wir aber erst „jezt“ gerührt wären von dieser Geschichte, wie man in einem Bericht lesen konnte, so wäre das, wie die „Neue Basler Zeitung“ mit Recht erklärt, ein Armutszeichen. Daß in jenem Berichte der Dichter sogar „Göpfi“ genannt wurde, war eine arge Geschmacklosigkeit*).

Guggenbühls Schrift, die wir in Nr. 5/6 und in der N. Z. Z. in der Absicht als löblich, in der Ausführung als etwas oberflächlich beurteilt haben, ist, wie gesagt, allgemein gut aufgenommen worden. Der Berichterstatter der „Zat“ (9. 4. 37) wiederholt vor allem des Verfassers Wort, wir Deutschschweizer seien „ein Volk von Stummen“. Den meisten von uns dürfte aber neu sein, daß in der Schweiz zu wenig geredet wird. Also redet, Schweizer, redet! Aber dann schimpft nicht mehr über die „ausländischen Schnörewagner“! In der „Heimatschutz“-Zeitschrift (Mai) werden in freundlichem Tone einige Bedenken geäußert; gründlicher scheint uns Dr. Häne in Einsiedeln im Maiheft der „Schweizer Rundschau“ die Sache zu behandeln, wenn er schreibt (mit grundsätzlicher Zustimmung abgedruckt in den „Nationalen Heften“ (Juni), die Guggenbühls Schrift als einen Ausdruck des „geistigen Dilettantismus“ erklären):

Es ist falschverständener Patriotismus, der das Hochdeutsche in den Rang einer Fremdsprache zurückdrängen will. Und ebenso falsch ist es, dem Hochdeutschen den Namen „Reichsdeutsch“ aufzubrummen. ... Wir wollen einen guten Kampf nicht mit scharfem Waffens führen. Das Hochdeutsche „reichsdeutsch“ zu nennen, beruht auf einer Verkennung der Dinge. ... Das Hochdeutsche ist nicht die Sprache irgend eines deutschen Stammes oder gar das gemeinsame Idiom der Reichsdeutschen, das wir Schweizer angenommen haben, als Einfuhrartikel, der Not gehorchend. ... Jeder deutsche Dialekt hat zu seiner Bildung beigetragen, auch unser schweizerisches Hochalemannisch. Somit darf der Kampf für die Mundart nicht zu einem Kampf gegen das Hochdeutsche werden.

* In Nr. 5/6 haben wir berichtet über eine Winterthurer Versammlung, an der Baer „unflätig“ gesprochen habe. Baer legt Wert darauf, daß man das nicht etwa so auffasse, daß er „gegotet“ habe. Davon kann keine Rede sein; seine Ausdrucksweise war nur von unappetitlicher D e r b h e i t. Bei der Gelegenheit sei auch berichtet, daß sein dortiger „Adlat“ nicht Frei war, sondern dessen Stellvertreter Schmid.

Ungefähr gleich weit wie Guggenbühl möchte Prof. Dieth gehen. Der Vortrag, den er vor den Schweizer Schriftstellern gehalten, ist im „Geistesarbeiter“ (Januar- und Februarheft) erschienen; wir werden uns ein andermal in einzelnen mit ihm auseinandersetzen; für heute nur soviel: Der von der N. S. G. eingesetzte, von Dieth geleitete Ausschuß für eine einheitliche mundartliche Rechtschreibung hat in sechs langen und mühevollen Sitzungen seine Arbeit beendet; die Vorschläge müssen noch in bereinigte Form gefaßt und können hoffentlich das nächste Mal besprochen werden. Daß Dieth einmal in der N. Z. Z. (2. 7. 37) der Deffentlichkeit über Stand und Gang der Mundartbewegung Bericht erstatten wollte, lag nahe; daß er aber dabei die Gelegenheit zu einem Angriff auf unsern Sprachverein ergreifen zu müssen glaubte (wenn ihm das nicht gar die Hauptsache war), war durchaus unangebracht. „Ausgerechnet vom Deutschschweizerischen Sprachverein“ sei er im Stich gelassen worden; geradezu „verheerend“ hätten wir gewirkt mit unserer Gewohnheit, schlechtes Schweizerdeutsch in öffentlichen Reden bloßzustellen, statt in unsern „Mitteilungen“ zu sagen, wie man es hätte machen sollen; unsere Haltung in dieser Sache sei „approbates Gift“*). Dann nimmt er uns übel, daß wir es mit jenen Zürcher Schulmännern gehalten haben, die seine Vorschläge, z. B. die Verschiebung der schriftdeutschen Unterrichtssprache von der dritten in die vierte Klasse, fast einstimmig abgelehnt haben; da verteidigt er sich sogar zu dem Satze: „Unser Bemühen um ein ordentliches Schriftdeutsch wird solange eitel sein, als wir in unserer eigenen Mundart nicht fester sitzen“. Dazu ist zu sagen: Unser Bemühen um ein ordentliches Schriftdeutsch ist bis jetzt durchaus nicht eitel gewesen! Das ist eine schwere Verkennung der Leistung unserer Volksschule. Nicht nur der Schweizer Lehrer und Gelehrte, auch der Kaufmann und der Techniker und andere, die die Schriftsprache einigermaßen beherrschen müssen, sind bis jetzt mit ihrem in der Volksschule erworbenen „unordentlichen“ Schriftdeutsch auch im Ausland, sogar in Deutschland, ganz ordentlich durchgekommen. Natürlich ist noch vieles zu verbessern; mit der „Beherrschung“ einer Schriftsprache wird man überhaupt nie fertig. Die schwächste Seite war bis jetzt die Aussprache, aber auch sie ist in den letzten Jahrzehnten dank den Bemühungen der Volksschule und der Vereine für Redeschulung viel besser geworden. (Prof. Dieth findet diese Bemühungen freilich überflüssig!) Und vollkommenes Schriftdeutsch spricht und schreibt das Volk in keinem Teil des deutschen Sprachgebietes (welches Volk „beherrscht“ überhaupt seine Schriftsprache?). Dieth will freilich mit seiner Verstärkung der Mundartpflege gerade der Schriftsprache zu Hilfe kommen. Ist aber zu erwarten, daß z. B. die schriftsprachliche Rechtschreibung besser werde, wenn der Erstkläfker neben der schriftdeutschen Schreibweise „Bater, Jahr, Mohr, mehr“ noch die mundartliche Schreibung fatter, jaar, moor, meer (in gleicher Bedeutung wie Mohr und mehr) lernen

* Der Ausdruck „approbat“ ist vollkommen neu und steht in keinem Nachschlagebuch. Entweder ist dem Verfasser damit eine sprachliche Neuschöpfung gelungen oder eine Verwechslung von zwei Fremdwörtern: „p r o b a t“, d. h. geprüft, bewährt (oft gebraucht von Heilmitteln, die ja manchmal aus Gift bestehen), von lat. probatum (bekannt aus der Formel „probatum est“) und „a p p r o b i e r t“, d. h. ebenfalls geprüft, anerkannt, aber nicht von Einzeldingen gebraucht, sondern von Verfahren, auch von Menschen; z. B. gibt es in Appenzell approbierte und nicht approbierte Aerzte. Wir fürchten, es handle sich um eine Verwechslung; es kann eben auch einem „approbierten“ Professor ein Versehen unterlaufen, wenn er die „probaten“ Ausdrucksmittel seiner Muttersprache verächtlich.

muß? — Wir suchen die im ganzen erfreuliche Mundartbewegung in vernünftigen Grenzen zu halten; das hält Prof. Dieth für „Sabotage“ seines Unternehmens. Jedenfalls hat er mit seiner Anprangerung des Sprachvereins diesem Verein mehr geschadet als dieser Verein der Mundart. Wir haben ihm natürlich geantwortet (N. 3. 3. 1259, 12. 7. 37).

In den „Schweizer Monatsheften“ (April) macht Blocher mit Recht darauf aufmerksam, daß Dieths und ähnliche Forderungen einen **Abbau** in sprachlicher Bildungsstand der deutschen Schweiz bedeuten, der nach Ansicht der Handels- und Gewerbekreise und der höhern Schulen eher aufgebaut werden sollte. Die Sache habe auch ihre wirtschaftliche Seite. Baer, Dieth, Guggenbühl fußen auf der Voraussetzung der Auscheidung der Schweiz aus dem Wirtschaftsverkehr der Welt. Sobald die Krise einmal überwunden sei, die chinesischen Mauern, die heute alle Staaten um sich ziehen, einmal fallen, und der Weltverkehr wieder in Gang kommt (was wir außer Baer wohl alle wünschen), werde sich das Bedürfnis nach schriftsprachlicher Bildung des Deutschschweizers wieder stärker zeigen. Wohl ihm, wenn er dann den Anforderungen des Weltverkehrs gewachsen und nicht vor lauter Mundartpflege zurückgeblieben ist.

In der Schaffhauser „Arbeiterzeitung“ (4. 6. 37) lehnt Ernst Bühler in einer „pädagogisch-politischen Betrachtung“ Baers Plan als unnötig und unwirksam ab mit der richtigen Begründung, die Behauptung unserer Selbstständigkeit und Eigenart sei nicht eine Frage der Sprache, sondern des politischen Bewußtseins und Wollens. Er verlangt, daß in der Schule weniger geschrieben, sondern mehr geredet werde. „Man muß die Leute reden lernen“ (*). Man müsse den Kindern Gelegenheit geben, die Sprache, in der sie schreiben (und das kann nach seinen eigenen Worten nur das Schriftdeutsche sein), auch zu sprechen; da aber die gesprochene Sprache für weitaus die meisten Schüler die Mundart sei, so sollte die Schule — mehr Mundart sprechen lassen. „Dunkel war's, der Mond schien helle“.

Vom Vaterunser oder Unservater.

Ich wurde kürzlich gefragt, wie es komme, daß die und die Sette in Zürich im Gottesdienst das Unservater nicht zu Ende bete, sondern abschließe mit der Bitte: Erlöse uns von dem Bösen. Darauf hatte ich zu antworten, daß diese kürzere Form des ältesten Gebetes der Christenheit auch in der katholischen Kirche üblich sei und ebenso auf die Bibel zurückgehe wie die bei den Protestanten gebräuchliche, die den sieben Bitten als Abschluß den Lobpreis Gottes beifügt: denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. Dieser Schlusssatz fehlt nämlich im Evangelium des Lukas, er steht allein im Evangelium des Matthäus, in vielen der alten handschriftlichen Bibeln ist er überhaupt nicht zu finden, demgemäß auch nicht in der alten lateinischen Uebersetzung, die für die römisch-katholische Kirche maßgebend ist. Die protestantischen Kirchen dagegen, wie auch die griechisch-katholischen des Ostens, haben ihn aufgenommen, und so kommt es, daß wir in der Christenheit zweierlei Vaterunser haben. Selbstverständlich

*) Daß das kein Druck-, sondern ein Sprachfehler ist, beweist die mehrfache Wiederholung. Wer öffentlich „pädagogisch-politische Betrachtungen“ anstellt, sollte allerdings den Unterschied zwischen lernen und lehren kennen; das lernt er aber nicht durch vermehrten Gebrauch der Mundart, sondern die Schule muß es ihm im schriftsprachlichen Unterricht lehren.

ist das bloß verschiedener Brauch und nicht Gegenstand des Streitigen. Immerhin ist in der Vergangenheit dem theologisch nicht gebildeten Kirchengewalt der Unterschied aufgefallen, und es hat sich diesen und jenen Spruch dazu gemacht. So weiß unser Schweizerisches Idiotikon von einer volkstümlichen Redensart: „Uni Saft und Chraft, wie 's katholisch Batterunser“. Das entspricht der nicht auszurottenden volkstümlichen Meinung, daß die Wirkung eines Gebetes mit seiner Länge wachse, einer Meinung, die bekanntlich der Heiland selbst einen Irrtum der Heiden genannt hat; „sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen“, sagt er von ihnen.

Noch mehr hat aber ein anderer, inhaltlich belangloser Unterschied des reformierten und des katholischen Wortlautes die Volksmeinung in der deutschsprechenden Christenheit beschäftigt, nämlich der Anfang: Unser Vater oder Vater Unser. Was hat es damit auf sich? Im Griechischen, der Ursprache des Neuen Testaments, stellt man das bezugsanzeigende Fürwort nicht voran, sondern hinter das Hauptwort, also: Vater unser (das ist: Vater von uns), Name dein, das Brot unser das tägliche. Da diese Wortstellung auch in der lateinischen Uebersetzung beibehalten und gut lateinisch ist: Pater noster, nomen tuum, panem nostrum, so haben die deutschen Katholiken sie, wenigstens für den Anfang des Gebetes, festgehalten und sagen bis heute: Vater Unser. Manchem Reformierten will das wie ein recht ärgerlicher Sprachfehler vorkommen, aber undeutsch ist es nicht; in der Dichtung können wir ja ganz gut sagen: die Mutter mein, der Name dein, und in der ältesten deutschen Bibelübersetzung, der des Götterbischofs Wulfila, stand: *Utta unsar, . . . namo thein*. Auch die Lutheraner in Deutschland sind bei Vaterunser geblieben; sie halten sogar sehr darauf, und als ich einmal einen lutherischen Pfarrer im Gottesdienst vertreten mußte, bat er mich, „Vater Unser“ zu sprechen, weil die Leute sonst meinten, es sei mit diesem lutherischen Gottesdienst nicht ganz in Ordnung. Nur die echten Reformierten, also vor allem die reformierten deutschen Schweizer, sind zu der dem heutigen Sprachgebrauch entsprechenden Wortstellung: Unser Vater übergegangen. Deshalb galt bei uns in den vergangenen Jahrhunderten dieser unbedeutende Unterschied der Wortstellung für ein Kennzeichen der zwei christlichen Bekenntnisse. Man bediente sich seiner gerne, wenn man nicht zu deutlich von der Verschiedenheit der Bekenntnisse reden wollte. So antwortet (in einer Erzählung) ein Mädchen einem jungen Zürcher und angehenden „Diener des göttlichen Wortes“ auf seine Liebeswerbung: „Ich bete halt Vaterunser“, will sagen: ich bin aus katholischer Familie, und einem Wanderer auf der Landstraße wird etwa die Kantonsgrenze mit den Worten gezeigt: „Dört ääne hätte si scho Batterunser“. Vor gemischter Ehe aber warnt ein (im Idiotikon erwähnter) Spruch: „S'isch nid guet, wemme zweierlei Batterunser under einer Decki bättet.“

All das zeigt uns, wie verbreitet einst als Volksitte der Gebrauch des alten Christengebets gewesen ist. Für alles mögliche mußte der heilige Wortlaut herhalten, z. B. als Zeitmaß: „ein Vaterunser lang, etwa zwei Vaterunser lang“. Aus Zürich berichtet das Idiotikon: „D' Eier müeß men es Batterunser lang la süde“. Auch die Franzosen kennen le pater als Zeitmaß. Die Spanier sagen gern für „in einem Augenblick“: en un decir Jesus, d. h. in der Zeit einmal „Jesses“ auszurufen.

Wieder etwas anderes ist es, wenn es im Wallis heißt: „enander ds Batterunser hätte“, im Sinne von: einander mit eifrigen, ununterbrochenen Worten ausanken. Hier